

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 72.

Freitag, den 26. März 1909.

24. Jahrgang.

Der Weltkrieg in den Küsten.

Original-Roman von Rudolf Martin.

(4. Fortsetzung.)

Nur die Hälfte der Arbeiter durfte nunmehr nach Hause gehen, die andere Hälfte trat ihre Nachtschicht an, um am Morgen um 6 Uhr abgelöst zu werden. Die meisten Arbeiter des Zeppelin'schen Unternehmens wohnten in den 400 Arbeiterwohnhäusern, die Zeppelin errichtet hatte. Sie bildeten neben den Werftanlagen eine besondere Vorstadt von Friedrichshafen. Da die Häuser sämtlich in den letzten 7 Jahren und die meisten davon innerhalb der letzten 5 Jahre entstanden waren, so zeigten sie alle den modernen Baustylus und machten einen sauberen, wohllichen Eindruck. Die Zeppelin'sche Vorstadt war der beste Teil von Friedrichshafen.

Die beiden Köhler waren Söhne eines Fischbacher Fischers und Motorbootbesizers. Sie gehörten nicht zur Nachtschicht und gingen zusammen zu Fuß in der mond hellen Nacht nach ihrem Heimatsort Fischbach, der ungefähr dreiviertel Stunden von Friedrichshafen entfernt liegt. Bis zu ihrer Entlassung durch die Werkmeister war es 1/2 10 Uhr geworden. Immer und immer wieder hatten die Werkmeister jedem einzelnen eingeschärft, was er seiner Frau, seinen Eltern und Kindern über die Ursache der vielen Nachtschichten zu erzählen habe. So war die Zeit veronnen.

Auch in Friedrichshafen wurden bis zum späten Abend Extrablätter ausgerufen. Der Lohn in den Zeppelin'schen Arbeitswerkstätten war in Rücksicht auf die hohe Qualifikation der Arbeiter ein sehr hoher. Die Erfahrung hatte die Geschäftsleitung zu dem Grundsatz gebracht, daß wirklich gute Arbeiter nur durch sehr hohen Lohn festzuhalten sind. Bis nach Amerika und Japan hatte man gegen Gehälter von 5000 und 10 000 Mark gewöhnliche Arbeiter Zeppelins herbeigezogen. Einzelne Vorarbeiter bezogen in fremden Ländern ein Gehalt von 20 000 und mehr Mark. Ein Werkmeister war im Januar 1915 sogar gegen 40 000 Mark von der japanischen Regierung engagiert worden.

Kein Wunder, daß die beiden Brüder auf ihrem Wege nach Fischbach sich sämtliche Extrablätter kauften und die politischen Ereignisse noch an ihrem Stammtische am Ende von Friedrichshafen besprechen wollten.

In der Kneipe glaubte jedermann, daß der Krieg vor der Tür sei. Denn ganz Friedrichshafen wußte, daß die Zeppeliner einberufen worden waren.

Als die beiden Fischbacher das Restaurationszimmer betraten, begrüßte sie sofort der freundliche Ingenieur aus Köln, welcher sich seit einigen Wochen in Friedrichshafen aufhielt. Im Gespräche hatte er erzählt, daß er der Vertreter einer großen Maschinenfabrik in Düsseldorf sei und auch mit der Zeppelin'schen Werft Geschäfte mache.

„Ich glaubte, Sie würden heute Abend nicht kommen,“ sagte er zu den Fischbachern.

„Warum?“ entgegnete Albert, der jüngere der beiden Köhler.

„Nun, wegen der Nachtschicht.“

„Wir sind davon gekommen, aber Max Lehmann und Karl Müller sind reingefallen. Sie müssen bis 6 Uhr morgens schuften.“

„So, da kommt also doch Krieg,“ meinte der Kölner.

„Wenn er nicht schon da ist,“ meinte der Fischbacher, „

(Nachdruck verboten.)

In diesem Augenblicke bekam er von seinem älteren Bruder einen heftigen Stoß in die Rippen.

„Ich scherze ja nur“, sagte er daraufhin zu dem Kölner. „Was verstehe ich von Krieg.“

Das Bier wollte ihnen aber beiden nicht mehr schmecken. Immer wieder warf der ältere Köhler dem jüngeren vorwurfsvolle Blicke zu.

„Nee, Krieg gibt's nicht,“ sagte der Jüngere laut und zu dem Kölnischen Ingenieur gewendet, als der Wirt das deutsche Beesiteal mit Bratkartoffeln brachte.

„Ich denke, Sie verstehen nichts vom Krieg,“ fragte spitzig der Kölner Ingenieur. „Wie können Sie denn da mit einem Male sagen, es gibt keinen Krieg.“

„Nun, man redet nur so,“ meinte Albert Köhler verlegen. Das Beesiteal aber wollte ihm nicht schmecken. Kaum hatte er einen Bissen gegessen, so klagte er über Appetitlosigkeit und Hitze im Zimmer. „Er müsse morgen früh um 6 Uhr antreten und bei Zeiten schlafen gehen.“

„Um 6 Uhr morgens?“ fragte der Kölner Ingenieur. „Sie beginnen doch sonst erst um 8 Uhr.“

„Von morgen ab beginnt der Dienst für uns um 6 Uhr“, sagte Albert zögernd. Jetzt griff sich der ältere Bruder an die Stirn und rief unwillig: „Kommt, wir gehen.“

Auf dem Heimwege kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den beiden Brüdern. Der Jüngere erwiderte auf die Vorwürfe des älteren Bruders, daß erst der Rippenstoß und die unschuldige, beleidigende Handbewegung des älteren Bruders die Aufmerksamkeit des fremden Ingenieurs erregt hätten. Im übrigen halte er den Kölner für durchaus zuverlässig.

„Ich nicht“, meinte der ältere, „vielmehr zeigt mir sein lauernder Blick gerade heute, daß er ein Spion des Auslandes ist.“

Während die Brüder sich streitend Fischbach näherten, hörten sie immer deutlicher von allen Seiten in der Ferne, das Surren der Propeller von Aluminiumluftschiffen.

„Was ist das?“ sagte Albert zu seinem älteren Bruder Karl. „Nach 8 Uhr abends kommt während des Winters überhaupt kein fahrplanmäßiges Luftschiff nach Friedrichshafen. Die Familie unseres Grafen fährt auch nur sehr selten nachts. Ich höre aber die Schraubenflügel von vier oder gar sechs Luftschiffen, die sich von verschiedenen Seiten Friedrichshafen nähern.“

Karl war soeben von der Landstraße links auf eine kleine Anhöhe gesprungen, die einen freien Ueberblick über den Bodensee gewährte. „Komm hierher“, rief er seinem Bruder zu. „Ueber dem See zähle ich nicht weniger als sieben Luftschiffe. Sie kommen in der Richtung von Konstanz, Morschach und Bregenz.“

Die Brüder kannten jedes Luftschiff, welches in der Zeppelin'schen Werft gefertigt war, ganz genau. Seit der Begründung der Werft im Jahre 1909 hatten nicht weniger als rund 400 Aluminiumluftschiffe die Werft verlassen. Im Jahre 1909 waren nur sechs Stück fertig geworden. Das Jahr 1914 wies aber allein eine Produktion von 150 Stück auf. So hatte sich die Werft in der kurzen Zeit vergrößert.

(Fortsetzung folgt.)

Im schwankenden Kahn.

Roman von Anna Wahlenberg.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wundern und Staunen war der erste Ausdruck in Adas Zügen. Sie stellte ein paar hastige Fragen und erhielt Antwort darauf. Aber dann leuchtete plötzlich ihr Gesicht in so strahlender Freude auf, daß es gleichsam ganz neu und frisch und schön wurde, nur durch diesen inneren Schein. Und Ruth mußte unwillkürlich denken, wie anders sie sich gewiß entwickelt hätte, wenn ihr Leben nicht so arm an Sonne gewesen wäre.

„Nie hätte ich geglaubt . . . nie hätte ich geglaubt . . . nie . . . nie . . .“ sagte sie leise und stöckend.

„Was hättest du nie geglaubt?“ fragte Ruth.

„Daß es einen Menschen gibt wie dich. Nie hätte ich es geglaubt!“

Und sie betrachtete Ruth mit ein paar großen, weitoffenen Augen, die sie gar nicht loslassen wollten.

Ruth mußte sie unter den Arm nehmen, mit ihr auf- und abgehen und Zukunftspläne entwerfen. Aber sie schien noch ganz von ihren Gefühlen erfüllt und hörte kaum zu. Es sah aus, als ob sie in ihrem Innern noch immer ihr „Nie hätte ich das geglaubt, nie hätte ich das geglaubt . . .“ wiederholte, und unaufhörlich begegnete Ruth jenem Blick der Anbetung und Liebe, der sich gar nicht von ihr abwenden wollte.

Drittes Kapitel.

Die Sonne schien schon in das helle lustige Zimmer, und doch war es noch nicht 6 Uhr.

Ada richtete sich auf dem Ellbogen im Bette auf und sah sich um. War sie wirklich in Ebanelund?

Während der Woche, die verstrichen war, seit Ruth ihre Tanten verlassen hatte, bis gestern, wo sie selbst nachreisen konnte, hatte sie sich nach diesem Hause, das sie nie gesehen, gesehnt, so wie man sich nach seinem eigenen lieben Heim sehnt.

Sie sollte ein Heim haben, sie, die nie eines gehabt. Und nun war sie da.

Aber wie sah es aus? Noch wußte sie so wenig davon.

Das Bett, in dem sie lag, war aus weißgestrichenem Holz mit schmalen, blauen Rändern, die allen Kanten und Ornamenten folgten, und über dem Kopfkissen erhob sich ein Betthimmel mit herabhängenden Mullgardinen, ähnlich denen, die vor den beiden Fenstern hingen. Kommode, Tische und Stühle waren gleichfalls weiß mit blauen Rändern, die letzteren jedoch gepolstert und mit großblumigem Creton bezogen, wie auch die kleine Chaiselongue. Ein Whumenglas mit Asten auf dem Fensterbrettchen, auf dem Bücherbrett die für die Kinder bestimmten Lehrbücher, neu gekauft, aber schon jäuberlich in grüne Leinwand gebunden. Alles war zierlich, fein, hell, vor allem rein und legte Zeugnis von dem Walten einer sorgsamten Hand ab.

Ungefähr den gleichen Eindruck hatte sie auch von den unteren Räumen erhalten, die sie allerdings am Abend vorher nur flüchtig beim Lampenlicht gesehen hatte.

Sie erinnerte sich des großen Speisesaales mit gebohnten Boden und Möbeln und Getäfel aus hellem Eichenholz. Hochleh-nige Stühle standen in langen Reihen den Wänden entlang. Gewaltige Silberkannen blinkten auf dem Büffett. Die Gardinen einfach, weiß, mit farbigen Vordüren; an der Decke eine Bronze-lampe, schwer, enorm, mit einer Menge von Kerzen, die einen klaren Schein aus ihren biden Dochten verbreiteten.

Und sie erinnerte sich des Salons, der auch beleuchtet gewesen war und in dem man öfters gegessen hatte. Altväterliche Sofas und Stühle mit gelbem Damast bezogen, Diwaneteppiche und gestreifte, hausgewebte Laufteppiche auf dem sonst kahlen, braun-gestrichenen Fußboden, hier und dort antike Kästchen und Tischchen mit einer Menge von Luxusgegenständen, alte Silberlöffel mit Filigrangriff, Papiermesser aus geschnittenem Eisenbein, Becher, Dosen, Kuriositäten aller Art, und an den Wänden Bilder, ost-indisches Porzellan, ein Gobelin, eine zu einer uralten Ratio-

naltracht gehörige Windhaube, eine Gitarre und vieles andere. Aber in all diesem Wirrwarr herrschte eine minutiöse Ordnung. Man merkte, daß alles seit undenklichen Zeiten seinen bestimmten Platz hatte. Das hatte ihr ein wenig Verwunderung einge-flößt, denn es waren ja Kinder im Hause, ihre zukünftigen Schü-lerinnen, die sechs-jährigen Zwillingsschwester, die sie noch nicht gesehen hatte, da sie schon zu Bett gegangen waren, als sie an-kam. Daß sie all das in Frieden liegen!

Von ihnen fand sich nirgends eine Spur, kein herumliegen-des Spielzeug, kein Kinderstühlchen, kein vergessenes Bilderbuch.

Die sonstigen Familienmitglieder hatte sie angetroffen. Ruth war mit dem Wagen gekommen, der sie von der Station ab-holte, und beim Abendbrot war sie deren Vater und der Haus-vorsteherin, Frau Lindros, vorgestellt worden.

Der Oberst war ein kräftiger, stattlicher Fünfundfünfzigjäh-riger, mit noch ganz jugendlicher Gestalt und einer frischen, rötlichen Gesichtsfarbe, die eigentümlich von dem schon stark grau gesprenkelten Haar abstach. Im übrigen erkannte man in ihm trotz des Jüwanzuges an Haltung und Benehmen sogleich den ausgesprochenen Militär.

Er hatte Ada sehr freundlich begrüßt, nach ihrer Reise ge-fragt, sich erkundigt, ob man für ihre Bequemlichkeit gesorgt hätte, ein paar scherzhafte Worte hingeworfen, wie Ruth sich nach ihr gesehnt, und sie im ganzen mehr als die Freundin seiner Tochter als die Gouvernante seiner Kinder behandelt. Dennoch hatte sie sich gleichsam in ungeheurem Abstand von ihm gefühlt. Sie konnte es nicht erklären, da er doch so freundlich war, und das ohne alle Herablassung. Aber es war so. Sie konnte sich nicht denken, daß sie sich ihm je in irgend einer Weise würde nä-hern können. Lieber würde sie den ganzen Abend gedürstet, als ihn um einen Trunk gebeten haben, und eher hätte sie ihr Brot trocken gegessen, als in seiner Nähe nach dem Buttermesser ge-griffen.

Wenn sie an Frau Lindros dachte, schien es ihr auch nicht, als ob deren Benehmen zu irgend einer Annäherung aufgefordert hätte. Sie hatte sich nicht einmal beschühnend freundlich gezeigt wie der Oberst. Aber artig und zuvorkommend war sie gewe-sen, wie es einer Dame von Welt und Bildung zutram, was sie nach Ruths Schilderung war. Ada wußte, daß sie die Witwe ei-nes Regimentskameraden von Oberst Hellebrog und erst vor einem Jahr nach Ebanelund gekommen war, als die Schwägerin des Obersten, die seit dem Tode seiner Frau das Haus geführt hatte, sich verheiratete. Aber nach ihrem sicheren Auftreten hätte man geglaubt, daß sie schon manches Jahr hier zu Hause wäre. Sie war fast wie die Frau des Hauses, so ernst sah sie die Pflichten der Wirtin auf.

Groß, gerade und etwas edig sah sie da am Tische und prässi-dierte mit einem Gesicht, das trotz der mehr als vierzig Jahre schön gewesen wäre, wenn dessen Züge nicht unaufhörlich durch ein Lächeln gebeht worden wären, das weder zu ihnen noch zu dem Augenblick paßte.

Sie war ganz sicher geschaffen, das Leben tragisch zu neh-men, und doch lachte sie beständig. Als Ruth sagte, die Lampe qualme, sicherte sie ganz leise. Als sie selbst bemerkte, man müsse ein Pferd schlachten, das lahme, lachte sie diskret, und als der Oberst sagte, man finde, es sei draußen so kalt, daß man glauben könnte, es wären Eisnadeln in der Luft, belam sie einen förmlichen Lachanfall.

Kam man in eine ordentliche Diskussion, dann war es beß-fer. Da vergaß sie, fröhlich-liebenswürdig zu sein, und wurde natürlicher.

Wie sie übrigens alle in der Kunst des Diskutierens geübt waren! Selbst Ruth entwickelte eine Beredsamkeit, von der Ada keine Ahnung gehabt hatte. Bei den Tanten hatte sie ja eigentlich keine Gelegenheit gehabt, dieses Talent zu zeigen. Da wurde nur ganz alltäglich geplaudert. Aber hier war es an-ders. Jeder hatte eine eigene Meinung und verfocht sie mit Eifer und Konsequenz.

(Fortsetzung folgt.)

Mädel, geh' an die Sonne!

Mädel, wo hast du die Tränen her
Und die verblühten Wangen?
Maienblüte, was blüht du nicht mehr,
Da noch dein Mai nicht zergangen?
Aber ich glaub's, daß du elend wirst
Mitten in lenziger Sonne —
Mädel, du stehst im Schatten und frierst.
Mädel, geh' an die Sonne!

Kindern des Lichts wird in Ewigkeit nicht
Dunkel und Dämm'ung taugen,
Und du hast ja zwei Wänglein licht,
Hast zwei leuchtende Augen
Und zwei Flechten, die strahlender sind
Als eine goldene Krone —
Mädel, du bist ein Sonnenkind!
Mädel, geh' an die Sonne!

Was dich verzehrt in verhohlenen Pein,
Was dir die Jugend verbittert,
Das ist die Sehnsucht nach Sonnenschein,
Die deine Seele durchgittert.
Bist kein Gewächs, das im Schatten gedeiht,
Bist nicht geschaffen zur Sonne —
Mädel, die Welt ist so hell und so weit!
Mädel, geh' an die Sonne!

(„Fl. Bltr.“)

O. Kernstock.

Der Jour.

Ein Kapitel zur Reform der Geselligkeit
von Enna v. Filek-Wien.

Sie müssen alle ihren Jour haben, auch die Besten unter ihnen. Einen Jour, an dem Menschen zusammenkommen, die sich fremd sind, die vielleicht die Ähnel über einander zuden. Aber nun sind sie vollständig erschienen und versichern sich gegenseitig, welche Freude es sei, sich zu sehen, miteinander bekannt zu werden, bloß — weil sie alle Bekannte der Einen sind. Und dann sitzen sie gelangweilt auf ihren Stühlen, versuchen verzweifelt, einen gemeinsamen Gesprächsstoff zu finden und müssen froh sein, wenn sie für ganz kurze Zeit Gelegenheit fanden, ihre Gastgeberin zu sprechen. Diese bemüht sich, sich allen Anwesenden zu widmen, nötigt nervös zu Badewert und Tee und will eine animierte Stimmung erzwingen. Und es scheint ihr zu gelingen. Plötzlich schwirren zehn und mehr Stimmen durcheinander, man spricht vom neuesten Theaterklatsch, vom Sensationsprozeß und was sonst noch gerade diese Gesellschaftsklasse interessiert.

Denn der Jour findet sich jetzt in den verschiedensten Klassen; von der Bäckermeisterin an bis zur Dame der großen Welt — bei der ersteren trägt er wohl mehr noch den Charakter des Damen-Kaffeeklatsches, der Stolz der letzteren ist es, eine gewählte Gesellschaft zu versammeln, wirklich nur die oberen Zehntausend und einige Künstler jugendlichen Alters, die kommen, weil sie ganz gut wissen, daß die Hausfrau die Gäste zu ihren ausgezeichneten Soupers nur aus ihren Jourbesuchern wählt. Aber in beiden Klassen und den übrigen, nicht angeführten, dreht sich das Gespräch um Klatsch, Klatsch, natürlich stets dem leistungsfähigsten seiner Reizter angepaßt. Oder verdienen etwa alle diese Gespräche über Zeitungs- und Tagesneuigkeiten einen anderen Namen?

Es gibt allerdings noch eine zweite Art seine Gäste zu unterhalten: man bittet einen Sänger oder Klavierspieler, etwas zum Besten zu geben; quält die Künstler, die man als Gäste bei sich zieht oder quält die anderen durch minderwertige Vorträge von Dilettanten. Gleich schlimm ist es auch, etwa vom wirklich künstlerischen Teil der Gesellschaft zu verlangen, daß er Wichtigkeiten über sich ergehen läßt, wie von anderen, daß ihrem ungeschulten Ohre ein Balkürenritt, Beethovens schwermütige Sonaten oder Griegs wuchtiger Bergsteigertanz anders als peinigend erscheinen soll.

Natürlich wird jeder der Hausfrau beim Abschied mit konventionellem Lächeln versichern, daß es wirklich sehr hübsch war, um für ihre Bemühungen nicht undankbar zu erscheinen. Und draußen auf der Straße oder noch sicherer zu Hause, denn bis zum Haustore begleiten einen wahrscheinlich ein paar von den neuen Bekannten, wird man Einzelne in sich halten. Und die Wage des Gebens und Nehmens schwankt stark zugunsten des ersteren. Man hat einen ganzen Nachmittag geopfert, statt ins Freie zu fahren oder irgend eine Arbeit zu vollenden; auch wollte man schon längst mal in eine Galerie oder eine eben eröffnete Kunstausstellung. Aber Herr und Frau A. sind doch so gute Bekannte, deshalb folgte man der Einladung und fand nun kaum Gelegenheit, mit ihnen ein paar gleichgültige Worte zu wechseln. Dafür hat man allerhand zweifelhafte oder unverständene Kunstgenüsse hinter sich.

Der Jour ist eine veraltete Sache, der letzte Abschau der Kaffeekränzchen unserer Großmütter. Er ragt in unsere Zeit

hinein als eine vergessene, brüchige Säule und behält dennoch seine Anziehungskraft, weil er die bequemste Art, Geselligkeit zu pflegen, für Durchschnittsmenschen ist. Es ist so angenehm, man empfängt zweimal im Monat, alle Bekannten kommen, man fühlt etwas von einer Herrscherin in sich, lächelt huldvoll dem einen zu, findet für den andern ein passendes Wort und schwimmt in Selbstbewußtsein und Oberflächlichkeit. Und dann — es kommt auch am billigsten. Abendgesellschaften kann man nicht geben, dazu langt es nicht, da trifft man sich lieber manchmal im Gasthaus, und zu etwas will man seine guten Stuben doch haben, damit der ganze Glanz der vielstimmigen Kronen, billigen Rippen und schlechten Bildern zur Geltung komme!

Der individuell veranlagte Mensch aber kann seine sämtlichen Bekannten nicht wahllos in eine Schablone pressen und von ihnen verlangen, daß sie Gefallen aneinander finden, auch wenn sie garnicht zusammen passen, bloß weil es ihm bequemer ist. Er wird seinen Verkehr auf geistig hochstehende Menschen beschränken, wird immer nur mit Auswahl Leute in sein Haus laden, das ihm heilig ist, weil er darin die köstlichsten Stunden verbracht hat. Es gibt ja Stände, in denen man gezwungen ist, auch gleichgültige Menschen zu empfangen, in dem formellen Tone, den dieser Verkehr fordert. Aber man wird seine wenigen Intimen nicht dazu heranziehen, die genießt man am besten einzeln, oder doch nur in kleinen Gruppen, und da höchstens zu sechs Personen an traulichen Abenden, wenn das Tagewerk ruht und der Engel, der die Arbeit segnet, seine mächtigen Schwingen über das Haus gebreitet hat. Und für solche Gäste wird auch der Ärmste sein Mahl bereiten können, denn gegenseitiges Verstehen und Vertrauen werden es würzen, und die einfachsten Speisen auf der Schüssel werden zu den herrlichsten Gerichten, weil sie mit Sorgfalt und Freude bereitet sind. Und wenn selbst das zu mühevoll, bei dem kann man auch nach dem Speisen zusammenkommen, um zwanglos zu plaudern. In solch intimen Kreise, der sich versteht, kann selbst das einfachste Liedchen zu einem Genuße werden; denn wer es gesungen, gibt sein Bestes darein. Und wenn die Freunde gegangen, dann haben wir einen frohen Abend verbracht, denn wir mußten kein gesellschaftliches Phrasenkleeid anziehen, sondern gaben uns ungezwungen und glücklich darüber, daß wir unser Haus lieben Bekannten öffnen konnten. Liebe Bekannte hat wohl ein jeder von uns, nur gehen sie verloren in dem Schwarm der Jours und sonstigen Gesellschaften. Deshalb ist der Jour nur für Durchschnittsmenschen. Ich hasse den Jour.

Die Luftschiffahrt vor 200 Jahren.

Daß bereits seit undenklichen Zeiten das Streben die menschlichen Geister beschäftigte, gleich den Vögeln sich in die Lüfte zu erheben, dürfte genugsam bekannt sein. Eigentümlich mutet es an, wenn wir uns in die Geschichte der Luftschiffahrt versetzen und vernehmen, daß schon im Jahre 1700 die ersehnte Beherrschung des Luftmeeres in manchen Köpfen Ausflüchten eröffnete, welche die kühnsten heutzutage auftretenden Träume von der Verwendbarkeit des Luftschiffs übertreffen, obwohl die heutige Zeit zu großartigen Hoffnungen berechtigt ist, nachdem die neuesten Systeme der lenkbaren Luftschiffe eine bewunderungswürdige Leistungsfähigkeit bewiesen haben.

Im fernen Brasilien beschäftigte sich in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts der Jesuitenpater Lourenzo de Gusman mit dem Flugproblem. Seine Idee unterbreitete er dem damaligen Könige Johann V. von Portugal und verstand es trotz heftigen Widerstandes, den König für seinen Plan zu gewinnen, indem er ihm in den lebhaftesten Farben alle die großen Erfolge vor Augen führte, die mit seinem Apparate erzielt werden könnten.

Und in der Tat baute er einen Korb aus Weidenholz von 7—8 Fuß Durchmesser, überklebte ihn mit Papier und zündete darunter ein Feuer an. Am 5. oder 8. August 1700 sollte nun in Anwesenheit des gesamten kgl. Hofes und einer ungeheuren Menschenmenge der erste Versuch gemacht werden.

Wenn man den Berichten der damaligen Zeit Glauben schenken darf, so soll sich das Luftschiff mit seinem Erbauer in die Höhe erhoben, aber an den Jinnen des Palastes sich derart beschädigt haben, daß es wieder rasch, ohne Unfall für den Insassen, zur Erde fiel.

Die Universitäts-Bibliothek zu Coimbra befindet sich noch im Besitze einiger Schriftstücke, welche auf die Versuche Gusmans Bezug haben, und Paul Herem hat nach einer Mitteilung des „Gil Blas“, einer französischen Zeitung, in dem Kupferstichkabinett der Pariser Nationalbibliothek ein Blatt aufgefunden, das Einzelheiten der Bauart dieses Luftschiffes enthält.

Das Schriftstück, in welchem Gusman in seiner Eingabe an den König um Gewährung eines Patentes für seine neue Erfindung bittet und ihm die großen Vorteile für das Reich vorführt, lautet nach dem Hagen:

„Sir,

„Der Lizentiat Bartholomeo de Gusman gibt an, daß er einen Apparat erfunden hat, um durch die Luft zu gehen, in gleicher Weise, wie man zu Lande und zu Wasser fährt, jedoch weit geschwinde, indem man oftmals zweihundert und mehr Meilen Weges am Tage zurücklegt. Man wird mit dem Apparate weit entfernten Meeres- und Landteilen die wichtigsten Botschafter fast

in derselben Zeit übermitteln können, als diese expediert werden. Dies hat für Eure Majestät wegen der größeren Entfernung Ihrer Besitzungen weit größere Wichtigkeit als für alle andern Fürsten, da auf diese Weise Mißregierung des Grobarten vermieden wird, die größtenteils durch verspätete Nachrichten von solcher erwächst. Außerdem wird Eure Majestät alles, was Sie bedürfen, viel rascher und sicherer kommen lassen können. Die Hausleute können rasch Wechsel und Gelder senden, und alle belagerten Plätze können jederzeit mit Mannschaft und Munition unterstützt werden, auch kann man sich aus ihnen Personen, welche dies wünschen, kommen lassen, ohne daß es der Feind hindern kann. Man wird die Länder entdecken, die den Erdpolen zunächst liegen, und die portugiesische Nation wird den Ruhm dieser Entdeckung davontragen und außerdem große Vorteile genießen, die sich im Laufe der Zeit ergeben werden. Weil nun aber diese Erfindung viele Unordnungen im Gefolge haben kann, indem mit ihr viele Verbrechen begangen, und manche befördert werden, da man darauf baut, in andere Reiche flüchten zu können, so ist dies zu vermeiden, indem nur einer Person gestattet wird, von dem Erfindenen Gebrauch zu machen, welche jederzeit den betreffenden Befehl zu einer derartigen Expedition erhält, während alle sonstigen bei harter Strafe verboten werden, und dem Vitzstiller eine Erfindung von so großer Wichtigkeit wohl belohnt wird.

Ich bitte daher, Euer Majestät wolle gnädigst dem Vitzstiller das Privilegium gewähren, daß nach Ausführung der gedachten Erfindung niemand, wes Standes er sei, von ihr Gebrauch machen dürfe, zu keiner Zeit in diesem Königreiche oder in seinen eroberten Ländern, ohne Erlaubnis des Vitzstillers oder seiner Erben, bei Strafe der Konfiskation seines ganzen Vermögens und sonstiger Strafe, die Euer Majestät zu bestimmen beliebe.

G. M. M."

Verfügung.

Nach dem Antrage und außer den Strafen füge ich noch die Todesstrafe über die Uebertreter hinzu, und um dem Vitzstiller noch mehr Antrieß zur Herstellung des neuen Apparates zu geben, um das zu verwirklichen, wovon er spricht, gewähre ich ihm gnädigst das erste vakante Kanonikat in meinen Seminarien zu Barcellos oder Santarem und die Stelle eines ersten Lehrers der Mathematik an meiner Universität zu Coimbra mit 6000 Rilla Jahresgehalt, welche ich hiermit neue schaffe, und zwar auf Lebenszeit nur für den Vitzstiller.

Lissabon, den 17. April 1709.

(Unterschrift des Königs.)

Ob die kommende Entwicklung der Luftschiffahrt jemals erfüllen wird, was Guzman bereits vor 200 Jahren in seinem Gesuch um die Gewährung eines Patentes versprochen? Wir entnehmen diesen Abschnitt dem prächtigen Werke „Die Luftschiffahrt“. Dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend dargestellt von Graf Ferdinand von Zeppelin u. a. Fachmännern. Mit vier Doppeltafeln und zahlreichen Textbildern. (Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.)

Im Delirium.

Selbstbeobachtungen aus dem Delirium veröffentlicht ein Amerikaner, der in einem Krankenhause in Washington einige Wochen lang mit Dauerbädern behandelt wurde. Er beschreibt seine Halluzinationen während des Deliriums höchst anschaulich. Merkwürdig dabei ist, wie er in seinem außergewöhnlichen Verstandeszustande seine Halluzinationen, also falsch gedeutete Sinneseindrücke, logisch zu verknüpfen sucht.

Wenn er auf dem Rücken in seiner Badewanne lag, blickte er immer die Röhren der Wasserleitung an, und bald erschienen ihm diese als Menschengestalten, und zwar wochenlang immer gleich. Seine Phantasie machte daraus einen Bund von Verbrechern, die ihn in Gefangenschaft hielten. Psychologisch merkwürdig ist es, wie der Kranke diese eingebildeten Personen, die natürlich völlig stumm waren, sich durch Zeichen verständigen ließ, die er selbst mit den Augen wahrzunehmen glaubte. Es schien ihm nämlich, als ob sie sich durch die Wand hindurch mit dem Nadelsticker der Wände, den er sich stets außerhalb seines Zimmers dachte, mittels Fadenleitungen unterhielten, durch die an der Tür, aus der seine Phantasie eine Anschlagtafel machte, deutlich lesbare Inschriften hervorgerufen wurden.

Während eines Tages gerade der Arzt bei ihm war, der in seinen Wahnvorstellungen auch zu der Verbrecherbande gehört, erschien wieder eine solche Schrift, ein „Threadogamm!“, an der Tür, und zwar enthielt sie den Befehl: „Tötet den Doktor!“ Das versetzte den Kranken in entsetzliche Aufregung, denn er suchte stundenlang nach einer Erklärung dafür, warum der Arzt die Worte an der Tür durchaus nicht bemerkte. Mitunter kam es bei dem Kranken zu Anfällen, in denen er die merkwürdigsten Gestalten deutlich vor Augen sah, und wenn man ihm dann zur Beruhigung Morphinum injizierte, entstand eine höchst merkwürdige Wirkung. Alle sichtbaren Vorstellungen schwanden sofort und an ihre Stelle traten Hörvorstellungen, aus denen rasch angenehme Musik wurde.

Seltenerweise hörte der Kranke dann allerlei Musikstücke, die ihm sehr lieb waren und er unterschied deutlich Ouvertüren und Symphonien von Beethoven, Liszt und Mendelssohn. Es blieb

nicht bei allgemeinen Vorstellungen, sondern er hatte die ganz deutliche Empfindung, als ob ihm etwa Schumanns Träumerei von einem großen Streichorchester vorgeführt würde. Sehr häufig gesellten sich zu diesen Klangbildern wieder Sehvorstellungen und er sah den Komponisten eines Musikstückes deutlich vor sich, in der Kleidung, die er von irgend einem Gemälde her kannte, wie er sein Werk selbst dirigierte. Auffallend dabei war, daß der Kranke nie Wagnersche Musik hörte. Er erklärte sich das daraus, daß ihm Wagnersche Musik von jeher unerträglich war.

Die interessanteste Phase des wochenlangen Deliriums war das allmähliche Wiederkehren des Bewußtseins, wobei der Kranke deutlich merkte, wie seine Urteilskraft allmählich wieder zunahm. Er unterhielt sich darüber mit den Ärzten und den Krankenpflegern des Krankenhauses, die ihn natürlich fragten, was er mit irgend einem Ausruf — denn er pflegte während seines Deliriums viel und lebhaft zu sprechen — gemeint hätte. Allmählich wußte er immer deutlicher die Assoziationen zu beurteilen, durch die er zu irgend einer Wahnvorstellung gelangt war. Natürlich gelang es ihm erst, als seine Genesung ziemlich weit vorgeschritten war, einen vollständig klaren Ueberblick über alle Vorstellungen, die er während des Deliriums hatte, zu gewinnen, und dann hat er sie auf Rat der Ärzte aufgezeichnet, weil sie recht lehrreich für die Psychologen sind.

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 66:

Telegraphenrätsel:

Wolga, Reil, Neun, Degen, Duo, Ranke, Note, Lasso, Eins, Fische, Nichte, Wein, Orden.

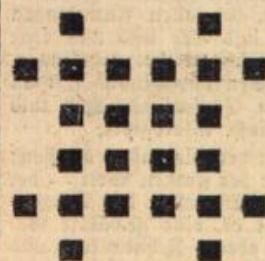
Wolken und Gedanken lassen sich nicht binden.

Begier-Bild:

Der Bootsmann ist im Hintergrund quer über dem Wasser! Rechts am Baum ist der Kopf.

Wichtige Lösungen schickten ein: Aug. Noll-Wiesbaden. — Math. Stangen-Wiesbaden. — Ella Palmira-Wiesbaden. — J. Hemmerich-Wiesbaden. — Hel. Jantes-Wiesbaden. — Marg. Wehhaup-Wiesbaden. — Ph. Nassauer-Wiesbaden. — K. Zwillinger-Wiesbaden. — Wilh. Klehmich-Wiesbaden. — Chr. Dietz-Diebrich.

Homogramm.



Die Buchstaben A A, B B, E E E E E, F, G G, O O, P, R R R R R, T T, U U sind nach dem Muster nebenstehender Figur derart zu ordnen, daß die zwei langen wagrechten Reihen gleichlautend mit den zwei langen senkrechten sind und die vier wagrechten Reihen bedeuten: 1. Vorname; 2. Wirt; 3. Schlingpflanze; 4. Nahrungsmittel.

Magisches Quadrat.

A	A	B	B
B	E	E	I
I	I	L	L
L	M	M	R

1. Verbrecher.
2. weiblicher Vorname.
3. männlicher Vorname.
4. Spielzeug und Vergnügen.

In vorstehendem Quadrat sind die Buchstaben derart zu ordnen, daß die vier wagrechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von der beigelegten Bedeutung ergeben.

Bilder-Rätsel.



Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.

Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Lehbold in Wiesbaden.